

Matthias Karmasin · Matthias Rath  
Barbara Thomaß *Hrsg.*

# Normativität in der Kommunikations- wissenschaft



Springer VS

---

# Normativität in der Kommunikationswissenschaft

---

Matthias Karmasin • Matthias Rath  
Barbara Thomaß (Hrsg.)

# Normativität in der Kom- munikationswissenschaft

 Springer VS

*Herausgeber*

Matthias Karmasin  
Klagenfurt, Österreich

Barbara Thomaß  
Bochum, Deutschland

Matthias Rath  
Ludwigsburg, Deutschland

ISBN 978-3-531-18324-4  
DOI 10.1007/978-3-531-19015-0

ISBN 978-3-531-19015-0 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2013

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

*Lektorat:* Barbara Emig-Roller, Monika Mülhausen

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.  
[www.springer-vs.de](http://www.springer-vs.de)

---

# Inhalt

*Matthias Karmasin/Matthias Rath/Barbara Thomaß*  
Vorwort . . . . . 9

**Teil 1**  
**Forschungsfelder medialer Kommunikation**

*Liane Rothenberger/Claudia Auer*  
Normativität in der Kommunikatorforschung: Journalistik . . . . . 19

*Günter Bentele/Patricia Grünberg*  
Normative Aspekte der PR und der PR-Wissenschaft . . . . . 49

*Hannes Haas/Petra Herczeg*  
Die Kommunikationswissenschaft als Ombudsfach?  
Normative Orientierungen in der Werbeforschung . . . . . 75

*Heinz Bonfadelli*  
Normativität in der Wirkungsforschung . . . . . 101

**Teil 2**  
**Kommunikationswissenschaftliche Teildisziplinen**

*Michael Meyen*  
Normativität in der US-Community – Ein Beitrag zu den Strukturen  
des kommunikationswissenschaftlichen Feldes . . . . . 117

<i>Roland Burkart</i>	
Normativität in der Kommunikationstheorie . . . . .	133
<i>Jakob Jünger/Patrick Donges</i>	
Normativität in den Öffentlichkeitstheorien . . . . .	151
<i>Hans J. Kleinsteuber</i>	
Normativität und Medienpolitik . . . . .	171
<i>Matthias Karmasin/Michael Litschka</i>	
Normativität in der Medienökonomie . . . . .	191
<i>Wolfgang Schulz</i>	
Normativität in der Kommunikationswissenschaft – die medienrechtliche Perspektive . . . . .	209
<i>Claudia Wegener/Martina Schuegraf</i>	
Normativität in der Kommunikationswissenschaft – Qualitative Methoden . . . . .	227
<i>Helmut Scherer</i>	
Normativität in der quantitativen empirischen Kommunikationswissenschaft . . . . .	247
<i>Ulrike Wagner</i>	
Ein souveränes Leben mit Medien gestalten – Normative Perspektiven medienpädagogischer Forschung . . . . .	267
<i>Matthias Rath</i>	
Medienethik – zur Normativität in der Kommunikationswissenschaft . . . . .	289

### **Teil 3**

#### **Perspektiven normativer Kommunikations- und Medienforschung**

<i>Carsten Winter</i>	
Sinn und Notwendigkeit normativer <i>Medien</i> kulturforschung in der Kommunikationswissenschaft . . . . .	303

*Christiane Eilders*

Öffentliche Meinungsbildung in Online-Umgebungen

Zur Zentralität der normativen Perspektive

in der politischen Kommunikationsforschung . . . . . 329

*Barbara Thomaß*

Normativität in der internationalen

und interkulturellen Kommunikation . . . . . 353

*Petra Grimm*

Werte- und Normenaspekte der Online-Medien –

Positionsbeschreibung einer digitalen Ethik . . . . . 371

*Tanja Thomas*

Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft

Positionen zu Gesellschaftskritik, Erkenntniskritik

und Emanzipationsvision . . . . . 397

*Christopher Buschow/Carsten Winter*

Normativität in der Medienkonvergenzforschung –

Eine kommunikations-kommunikationswissenschaftliche

Betrachtung . . . . . 421

*Matthias Rath*

Normativ-ethische Begründungsleistungen für die Kommunikations-

und Medienwissenschaft – Beispiel „Medienkompetenz“ . . . . . 443

*Matthias Karmasin/Matthias Rath/Barbara Thomaß*

Abschlussbetrachtung und Ausblick:

Kommunikationskommunikationswissenschaft –

Von der Notwendigkeit normativer Fragestellungen . . . . . 467

Autorinnen und Autoren . . . . . 499

---

## Vorwort

Matthias Karmasin/Matthias Rath/Barbara Thomaß

„Wie bewerten Sie denn diese Ergebnisse?“ Diese Frage, gestellt nach einem Vortrag auf der letzten Jahrestagung der Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft über eine quantitativ ausgerichtete Studie, bei dem der Vortragende akribisch Methode und detailreich die Ergebnisse vorgetragen hatte, mag symptomatisch für das Fach sein. Die Herausgeber und die Herausgeberin beobachten seit längerem ein Unbehagen innerhalb der Kommunikations- und Medienwissenschaft an einer wertfreien Wissenschaft, das mit einem Interesse an Einordnung, Interpretation und Bewertung von Ergebnissen, ja einem Bedürfnis nach Austausch über die gesellschaftliche Relevanz der eigenen Forschung einher geht. Die Debatte über die großen Namen der Kommunikationswissenschaft auf der Jahrestagung der DGPK 2011 und ein Panel zur Normativität in der Kommunikationswissenschaft auf der DGPK-Jahrestagung 2012 und die dort diskutierten Inhalte waren nur ein sehr sichtbarer Ausdruck ähnlicher Debatten, die auf den jüngeren Jahres- und auch Fachgruppentagungen geführt wurden.

Die HerausgeberInnen gehören zu den Gründungsmitgliedern des Netzwerkes Medienethik und der DGPK-Fachgruppe Medien- und Kommunikationsethik und sind seit deren Anfängen darin aktiv. Innerhalb dieser Fachgruppe – wie in vielen anderen auch – fanden immer wieder Tagungen gemeinsam mit anderen Fachgruppen statt, so mit der Fachgruppe Visuelle Kommunikation zum Thema „Bildethik“ (2006), mit der Fachgruppe Kommunikation und Politik zum Thema „Ethische und normative Dimensionen der politischen Kommunikation“ (2008) und mit der Sektion Medien- und Kommunikationssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zum Thema „Medien- und Zivilgesellschaft“ (2011). Dabei zeigte sich, dass die Ethikdiskussion, die sachgemäß in der Fachgruppe Kommunikations- und Medienethik geführt wird, in vielerlei Hinsicht Anschluss findet und von verschiedenen Teildisziplinen in ihren Objektbereichen thematisiert wird.

Der gemeinsame Diskussions- und Arbeitszusammenhang der HerausgeberInnen sowie die oben angesprochenen Erfahrungen, die sie teilten, gaben Anlass zu diesem Buch. Es beleuchtet die Bedeutung ethischer (und damit naturgemäß normativer) Reflexionen in der Kommunikationswissenschaft in drei Abschnitten. Es sollen Forschungsfelder medialer Kommunikation betrachtet werden, kommunikationswissenschaftliche Teildisziplinen sowie Perspektiven normativer Kommunikations- und Medienforschung.

Der Abschnitt zu den Forschungsfeldern der Kommunikation beginnt mit einem Artikel über die Journalistik. Dass diese sich an Leitbildern orientiert und damit implizite und explizite Normen in Forschungsfragen und Ergebnisinterpretationen einfließen lässt, davon gehen *Liane Rothenberger* und *Claudia Auer* aus und zeichnen in ihrem Beitrag nach, welche Entwicklungen der Normveränderungen in der Journalistik über einen Zeitraum seit der Entstehung von journalistischer Aussagenproduktion zu beobachten sind. Sie unterscheiden drei Ebenen der Normativität – eine empirisch-objektbezogene, eine theoretisch konstruktivistische und eine metatheoretische – und wenden diese auf die Journalistik an. So können sie die jeweiligen Leitbilder der Journalismusforschung kontextualisieren und auch die normativen Einflüsse auf die Kommunikatorenforscher benennen sowie die westliche Dominanz des Normativitätsverständnis im Journalismus aufzeigen.

Die Forschung zu Public Relations – so zeigen *Günter Bentele* und *Patricia Grünberg* – hat alleine schon durch die Tatsache, dass sie aus sogenannten Praktiker-Theorien hervorging, starke normative Bezüge, und ist auch in der gegenwärtigen Vertiefung und Verbeiterung stark darum bemüht, normsetzende Grundlagen für die Praxis der Public Relations zu liefern. Eine explizite PR-Ethik und eine Reihe von PR-Kodizes belegen dies.

*Hannes Haas* und *Petra Herczeg* plädieren in ihrem Beitrag zur Werbeforschung für eine normen- und wertbesetzte Positionierung des Faches und diskutieren anhand von Beispielen mögliche Felder kommunikationswissenschaftlicher Werbeforschung, die sie als ein Ombudsfach für Bürgerinnen und Bürger in der Mediengesellschaft positionieren wollen. Dabei sehen sie normative Orientierungen und empirische Forschung nicht als Gegensatz, sondern als komplementäre Verfahren. Anhand verschiedener Beispiele (Werbung mit Krisenthemen, Ethnowerbung, Geschlechtsstereotypen, Kinder und Werbung, Online-Marketing) illustrieren sie, in welchen Feldern eine ethisch fundierte Kommunikationswissenschaft relevante Leistungen erbringen kann.

Der Beitrag von *Heinz Bonfadelli* zeigt auf, dass auch in die empirisch-analytisch verfahrenende Medienwirkungsforschung normative Prämissen insofern einfließen, als negativ konnotierte und für den einzelnen Menschen wie für die Ge-

samtgesellschaft dysfunktional betrachtete Wirkungen der Medien untersucht und bewertet werden. Anhand der Theorien des Agenda-Settings, Framings, der Wissensklufperspektive und der Kultivierungstheorie legt er dar, welche normativen Annahmen in die darauf basierenden Forschungsfragestellungen eingegangen sind.

Der Abschnitt der kommunikationswissenschaftlichen Teildisziplinen wird mit einem Beitrag zur Kommunikations- und Mediengeschichte eröffnet. *Michael Meyen* überrascht in seinem Beitrag über die Normativität in der US-Community mit der Erkenntnis, dass die us-amerikanische Kommunikationswissenschaft, von der doch die sozialwissenschaftliche Wende für die deutsche Kommunikationswissenschaft ausgegangen ist, heute sich sehr wohl zu wertorientierten Haltungen bekennt, indem sie Einfluss ausüben will, indem sie sich entweder öffentlich äußert oder die Politik direkt berät, oder indem sie nützlich für alle Bereiche des menschlichen Lebens sein will. Auf der Grundlage einer Befragung von ICA-Fellows kann er zeigen, dass Forschung in den USA der Norm folgt, gesellschaftlich relevant zu sein.

Normativität in Kommunikationstheorien zu identifizieren, bedeutet – so führt *Roland Burkart* in seinem Beitrag aus – nach dem Sinn und Zweck von Kommunikation zu fragen, weil aus den Antworten dieser Frage Werte resultieren, die wiederum in Normen umgesetzt werden. Er klärt in seinem Beitrag, worauf sich Normativität in der Kommunikation stützen kann und expliziert aus verschiedenen Perspektiven den Begriff der Verständigung, deren Gelingen als Ziel jedweder Kommunikation als Basiswert angenommen werden kann.

Der Beitrag von *Patrick Donges* und *Jakob Jünger* diskutiert die normative Geladenheit des Begriffes *Öffentlichkeit*, mit dem sich Öffentlichkeitstheorien auseinandersetzen, und spezifiziert die Normvorstellungen der verschiedenen Öffentlichkeitstheorien. Damit zeigen sie, dass die verschiedenen Konzepte von Öffentlichkeit fast durchgehend von Idealen von Gesellschaft inspiriert sind, an denen die verschiedenen Formen von Öffentlichkeit gemessen werden. Sowohl die Funktionen und Dysfunktionen von Öffentlichkeit, als auch die Versuche von Öffentlichkeitsforschern, argumentativ auf die Gesellschaft einzuwirken, stellen starke normative Bezüge her.

Der hier posthum erscheinende Beitrag von *Hans J. Kleinsteuber* zur Medienpolitik stellt gleich zu Beginn heraus, was als summierende Erkenntnis aus diesem Band gewonnen werden kann, dass nämlich die Kommunikationswissenschaft deutlich stärker an ethischen Prämissen als an Kategorien der realen Erfahrung orientiert ist. Nach einer Betrachtung des Verhältnisses von Macht, Ethik und Bürgerrechten erläutert er den Unterschied zur Politikwissenschaft, die seine Heimatdisziplin war, anhand der Politikfelder Einführung des kommerziellen

Rundfunks, der politisch dominierte Radioforschung in Deutschland sowie europäischer Medienregulierung und betrachtet die Causa Wulff in politik- wie kommunikationswissenschaftlicher Perspektive.

*Matthias Karmasin* und *Michael Litschka* beschäftigen sich mit theoretischen Entwicklungen von Normativität im Rahmen der Medienökonomie, sowohl aus theoriegeschichtlicher Perspektive, als auch in aktuellen medienökonomischen Publikationen. Sie zeigen, dass Wertungen auch in einer oftmals als „wertfrei“ bezeichneten neoklassischen Ökonomie zu finden sind und deren implizit wertorientierte Methodologie sich auch in medienökonomischen Lehrbüchern niederschlägt. Zur Analyse des Verhältnisses von expliziten und impliziten Werturteilen wird ein Raster entwickelt, mit dem medienökonomische Theorien auf ihre normative Geladenheit geprüft werden können.

*Wolfgang Schulz* beschreibt in seinem Beitrag nicht nur, wie und auf welchen Ebenen das Recht den Medien explizit Normen vorgibt, sondern er diskutiert darüber hinaus, in wie weit andere Strukturen, die das Verhalten der Medien steuern – wie mit dem *Governance*-Begriff entwickelt – wirksam sein können. Mit der Frage nach der Rolle, welche die Erkenntnisse der Kommunikationswissenschaft für die Entwicklung der rechtlichen Normsetzungen leisten, zielt er auf das Verhältnis von Recht und Kommunikationswissenschaft und mahnt eine Reflexion über die normativen Vorannahmen, aber auch die Konsequenzen im Normativen und damit Anschlussmöglichkeiten der eigenen Arbeit in der Kommunikationswissenschaft an.

*Claudia Wegener* und *Martina Schuegraf* extrahieren normative Bezüge innerhalb qualitativer Methoden im Hinblick auf die Gegenstandsbereiche, in denen sie zur Anwendung kommen, so wie das z. B. besonders bei der Erforschung von Medienwirkungen im Hinblick auf den Jugendmedienschutz deutlich wird. Demgegenüber machen sie auch deutlich, dass sich qualitative Forschung als interpretatives Paradigma vom so genannten normativen Paradigma abzugrenzen versuchte. Normen sind aber auch deshalb in der qualitativen Forschung relevant, weil sie mit den ihr subsumierten Methoden am besten als Gegenstand zu erforschen sind, sei es als normative Konstruktionen in Spezialdiskursen oder breiter als Frage nach der Herstellung von Normen in sozialen Prozessen.

Enger fasst *Helmut Scherer* die Frage nach der Normativität, weil er den Begriff der Norm zunächst der Normierung zur Seite stellt, und so auf einer deskriptiven Ebene das Problem der Vergleichbarkeit von Ergebnissen adressiert, sich damit aber nicht der Frage der impliziten oder expliziten Wertorientierung von quantitativer Forschung stellt. Er betrachtet die so verstandene Normativität im Rahmen des Forschungsprozesses und geht dann auf Normen als Gegenstand quantitativer kommunikationswissenschaftlicher Forschung ein, wobei er auch Bezugnahmen berücksichtigt.

Das Kapitel von *Ulrike Wagner* beschreibt die Ziele medienpädagogischer Forschung, erläutert das Bild von Gesellschaft und dem Menschen, das den Zielen zugrunde liegt, und die damit verbundenen Annahmen über die Rolle, die das Medienhandeln im Verhältnis von Mensch und Gesellschaft einnimmt. Vor dem Hintergrund der daraus resultierenden Herausforderungen für das Subjekt angesichts der bestehenden medialen und gesellschaftlichen Strukturen wird erläutert, welche Erfordernisse für den Forschungsprozess gegeben sind. Die Orientierung auf souveräne Lebensführung mit seinen Dimensionen der Selbstbestimmung, Teilhabe und Mitverantwortung stellt an die Medienpädagogik die Aufgabe, die gesellschaftlich-medialen Verhältnisse kritisch zu begleiten.

Die Frage nach der Normativität in der Kommunikations- und Medienwissenschaft wirft zugleich die Frage nach dem Stellenwert der Medienethik auf. Als Wissenschaft, die *per se* die Normativität behandelt, gehört ihre Bearbeitung quasi aus dem Spiegelbild heraus zum Thema dieses Bandes. *Matthias Rath* umreißt in seinem Beitrag eine explizit philosophische Medienethik, die integrativ mit der Kommunikations- und Medienwissenschaft nicht nur kooperiert, sondern als kommunikations- und medienwissenschaftliche Teildisziplin Forschungsimpulse an die empirischen Teildisziplinen ebenso gibt wie auch empfängt.

Der Beitrag von *Carsten Winter* zur Medienkultur bildet den Auftakt zum Abschnitt über die Perspektiven normativer Medien- und Kommunikationsforschung. Er betont die Normativität als notwendigen Aspekt der Medienkulturforschung, wenn diese nicht „semantisch redundant“ werden will. Da mediale Praktiken immer auch neue Normen und Wertvorstellungen hervorbringen, ist gerade die Medienkulturforschung normativ gefragt.

*Christiane Eilders* führt aus, wie aus den normativen Grundlagen der politischen Kommunikation die Maßstäbe gewonnen werden, an denen das Funktionieren der medialen Infrastruktur gemessen wird. Ihr Beitrag zeigt am Beispiel der Untersuchung neuerer Phänomene der Onlinekommunikation die Fruchtbarkeit normativer Ansätze in der politischen Kommunikationsforschung, indem er die entstehenden neuen Kommunikationssysteme einer öffentlichkeitstheoretischen Prüfung unterzieht.

*Barbara Thomäß* argumentiert in ihrem Beitrag zur internationalen und interkulturellen Kommunikation, dass dieser Teildisziplin die Normativität insofern eingeschrieben ist, als der möglichst konfliktfreie Austausch bzw. die Verminderung von Konflikten Zielperspektive der Untersuchung von globalisierter Kommunikation ist. Sie zeigt dies anhand der ausgewählten Themenfelder der international vergleichenden Mediensystemforschung, der Medienglobalisierung, der Rolle der Medien in Krisen und Konflikten sowie der Entwicklungskommunikation. Außerdem führt sie aus, dass eine normative Perspektive auch bei der Wahl ihrer Gegenstände und bei der Wahl ihrer Probleme bzw. Fragestellungen eingeht.

Dies erfordert auch, dass die normative Bedingtheit der verschiedenen Mediensysteme, die in diesem Forschungsfeld immer entweder implizit oder explizit vergleichend betrachtet werden, mit reflektiert wird.

*Petra Grimm* geht auf Norm- und Wertaspekte in Online-Medien ein, indem sie die Wertkonflikte auf unterschiedlichen Ebenen unterscheidet. Auf der Ebene der Medienprodukte einerseits benennt sie vor allem Inhalte, die zu Werthaltungen in Konflikt geraten könnten, auf der Ebene der Medienakteure andererseits unterscheidet sie Konflikte auf Mikro- (z. B. Journalisten, Rezipienten), Meso- (gesellschaftliche Gruppierungen) und der Makroebene (Gesamtgesellschaft). Die möglichen Konfliktfelder scheinen ihr gravierend genug, um für diese auf die Eckpunkte einer eigenen, digitalen Ethik abzuheben, die sie abschließend von anderen normativen Bereichen wie dem Recht und der Kommunikations- und Medienwissenschaft abgrenzt.

*Tanja Thomas* führt anhand aktueller feministischer Medienanalysen aus, wie der in der feministischen Debatte seit langem geführte Streit zwischen den verkürzt als kulturtheoretisch bzw. ökonomietheoretisch bezeichneten Perspektiven die Frage der Normativität umkreist, wie also der klassischen feministischen Theorieansätzen inhärenten Forderung nach Überwindung hierarchischer gesellschaftlicher Verhältnisse in jüngerer Zeit ein Antinormativismus entgegengesetzt wird, der ja seinerseits aus wissenschaftstheoretischer Perspektive wiederum als eine normative Setzung erscheinen kann. Den sicher gewöhnungsbedürftigen Unterstrich (Journalist\_innen) statt des schon vertrauten Binnenmajuskels (JournalistInnen) nutzt Thomas in Einklang mit ihrer Thematik, um Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität sichtbar zu irritieren.

*Christopher Buschow* und *Carsten Winter* untersuchen in ihrem Beitrag, inwieweit Medienkonvergenzforschung als Teilbereich der Medien- und Kommunikationswissenschaften de facto ein wertgebundenes Forschungsfeld ist, und sie entwickeln dafür einen Analyserahmen, der verschiedene Typen von Normativität in den Sozialwissenschaften zu erfassen hilft. Auf dieser Grundlage diskutieren sie die implizite und explizite Wertgeladenheit des Forschungsfeldes. Dabei unterscheiden sie Normativitätsbezüge auf der Objektebene, der Aussageebene, der Metaebene und der Methodenebene und rekonstruieren exemplarisch normative Momente des Forschungsfeldes auf der Metaebene und der Aussageebene.

Nach Petra Grimms Spezifizierung normativer Aspekte für die Online-Medien aus der Sicht einer digitalen Ethik charakterisiert *Matthias Rath* in seinem Beitrag allgemeiner „Medienkompetenz“ als normative Kategorie. Zwar wird der Begriff in verschiedenen medienaffinen Disziplinen benutzt (z. B. in der Medienpädagogik), aber Medienkompetenz wird kaum auf einem ethischen Reflexionsniveau bearbeitet, die Relevanz der Medienkompetenz als normativer Kern der Kommunikations- und Medienwissenschaft ist wenig thematisiert. Ausgehend

von einem sozialwissenschaftlichen Kompetenzverständnis und vor dem Hintergrund der Kantischen Ethik wird „Medienkompetenz“ als ein „Brücken-Prinzip“ skizziert, das nicht nur den Übergang von der deskriptiv-empirischen Sozialwissenschaft zur normativ-präskriptiven Medienethik vermitteln könnte, sondern der Kommunikations- und Medienwissenschaft selbst eine ethische Reflexionskraft zugesteht.

In einem abschließenden Kapitel soll das Verhältnis von Kommunikationswissenschaft und Ethik im Lichte der Beiträge geklärt und eine wissenschaftstheoretische Standortbestimmung dazu vorgenommen werden. Dies soll allerdings nur der Abschluss dieses Bandes sein und zugleich die Weiterführung einer Debatte einleiten, mit der – dies ist die Überzeugung der HerausgeberInnen – die Kommunikations- und Medienwissenschaft nur gewinnen und ihre gesellschaftliche Relevanz deutlich machen kann.

---

**Teil 1**  
**Forschungsfelder**  
**medialer Kommunikation**

---

# Normativität in der Kommunikatorforschung: Journalistik

Liane Rothenberger/Claudia Auer

---

## 1 Einführung in die Thematik

Brosius (2003) nennt die Kommunikationswissenschaft eine „empirisch-normative Sozialwissenschaft“ und erläutert, er beziehe sich dabei „auf die Beobachtung, daß die Kommunikationswissenschaft vielleicht stärker als andere Wissenschaften von normativen Randbedingungen geprägt ist, die von der Gesellschaft an das Fach heran getragen werden“ (Brosius 2003: 411). Dies aufgreifend plädiert Scheufele (2011) dafür „dass die *empirische Kommunikationswissenschaft* diese ‚normativen Randbedingungen empirischer Forschung‘ (Brosius 2003: 411) nicht nur berücksichtigt, sondern vielmehr die eigenen Leitbilder (stärker) reflektiert und expliziert“ (Scheufele 2011: 338). Dies muss vor allem für die Journalistik gelten, deren Aufgaben Ruß-Mohl neben der Analyse und Reflexion in der Verbesserung des Journalismus sieht (vgl. Ruß-Mohl 1985, zit. in Weischenberg 2004: 17). Auf der „praktisch-normativen Ebene“ seien, so Weischenberg (2004), von der Journalistik dementsprechend „Regeln für nützliche und glaubwürdige Kommunikationsleistungen zu entwickeln und anzuwenden“ (Weischenberg 2004: 27 f).

Welche Normen und normativen Leitbilder die Journalistik, und darin v. a. die Kommunikatorforschung, präg(t)en und erzeug(t)en, soll daher im Folgenden expliziert werden. „Bei Leitbildern handelt es sich um – in aller Regel – sozial geteilte (mentale oder verbalisierte) Vorstellungsmuster von einer erwünschten bzw. wünschbaren und prinzipiell erreichbaren Zukunft, die durch entsprechendes Handeln realisiert werden soll. Leitbilder betreffen also zukunftsgerichtete und handlungsrelevante Vorstellungen davon, was erstrebt wird oder als erstrebenswert und zugleich als realisierbar angesehen wird“ (Giesel 2007: 38). Nicht nur die Wahl einer Theorie, auch die damit verbundene (empirische) Methode,

die Interpretation und selbst die Darstellung von Daten sind von solchen Leitbildern und Normen explizit oder implizit geprägt. Wenn beispielsweise die Darstellung von Frauen und Männern oder von Homo- und Heterosexualität in den Medien untersucht wird, so gehen die Forscher (explizit oder auch implizit) davon aus, dass Journalisten nach dem Grundsatz der Gleichstellung, also nicht diskriminierend berichten sollten – und in eben diesem kleine Wörtchen „sollten“ offenbart sich die Normativität, das Normen-Anwenden und durchaus auch das Normen-Setzen. Unter welchen Gesichtspunkten also betrachten Kommunikationswissenschaftler die Kommunikatoren im Journalismus? Existieren in der Forschung bestimmte implizite Normen, die sich in Schlagworten wie Kapitalismus, Gleichberechtigung, Partizipation, Bürgerlichkeit etc. verbalisieren und im Gefüge so genannter „wissenschaftlicher Schulen“ verorten lassen?

Dieser Beitrag vollzieht die Entwicklung der Normveränderungen in der Journalistik anhand von wissenschaftshistorischen Zeitabschnitten und einer Orientierung an Schulen nach (vgl. Abschnitte 3 bis 11). Diese Schulen bilden sich aus (mehr oder weniger festen, bewussten oder unbewussten) Zusammenschlüssen von Kommunikatorforschern, die von Normen und Wertvorstellungen ihrer Zeit bzw. der bis dahin zugänglichen Geschichte geprägt wurden und somit ein bestimmtes Leitbild entwickelten. Den theoretischen Bezugsrahmen für die Untersuchungsperspektive bilden die Mikro-Meso-Makro-Systematik von Schimank (2010; 2007; 1996) sowie das Leitbild-Modell von Scheufele (2011: 339) (vgl. Abschnitt 2.3). Zunächst jedoch soll Normativität in der Journalistik weiter expliziert und differenziert (vgl. Abschnitt 2.1) und auch nach ihrer Zulässigkeit gefragt werden (vgl. Abschnitt 2.2).

## 1.1 Kurze Begriffserklärung

Dieser Beitrag versteht Normen als

„verhaltenslenkende, allgemein gültige Regeln des Handelns in einer Gesellschaft (...). Normativ ist in diesem Sinne ein Ansatz, der an gesellschaftlichen Wertvorstellungen orientiert ist und Regeln dafür formuliert, wie diese Wertvorstellungen in menschliche Handlungen übersetzt werden können“ (Renn et al. 2007: 39).

Normen lassen sich also als in einer bestimmten Gemeinschaft existierende Vorstellungen von anzustrebenden Zuständen (Verhaltensweisen, Auslegungen etc.) beschreiben. Insofern sind Normen Instrumente der Handlungssteuerung und damit Sätze mit Forderungscharakter (vgl. Stemmer 2008: 158; Zecha 2006a: 121). Normativität ist folglich

„ganz allgemein das (nicht-physische) Einwirken auf den anderen (alter ego) (...). Soziologisches Erkenntnishandeln (z. B. Interaktionen mit Untersuchungsgruppen in Interview oder Experiment, mit privaten oder staatlichen Geldgebern, mit interessierten politischen oder betrieblichen Führungsgruppen usw.) ist zweifellos – anders als naturwissenschaftliches Forschen – ein in diesem Sinne normativer Wechselwirkungsprozeß zwischen Personen und Gruppen“ (Beck 1974: 56).

Normativität ist demnach der Wunsch, dass bestimmte Wertorientierungen und Soll-Vorstellungen ihre Entsprechung in den Organisationen und Institutionen der Gesellschaft, auf Personen- sowie auf Systemebene finden. Es kann daher davon ausgegangen werden, dass Normativität vor allem da auftaucht, wo es Orientierungsprobleme gibt.

In der Forschung lassen sich Diskurse über Normativität und Normen als „außerordentlich unklar, vage und uferlos“ (Stemmer 2008: 12) beschreiben.

„Eine bescheidene Konvergenz liegt immerhin darin, dass Normativität häufig mit der Vorstellung des Drucks assoziiert wird. Etwas, was Normativität hat, entwickelt einen Handlungsdruck“ (Stemmer 2008: 12).

Normen und Normativität basieren daher vor allem auf dem Wollen des jeweiligen Normautors, der möchte, dass sich andere in einer bestimmten Art und Weise verhalten, womit jedoch noch nicht gesagt ist, dass das Gewollte auch tatsächlich realisiert wird (vgl. Stemmer 2008: 161 f). Normen werden indes nicht immer expliziert. Manche Theorien lassen nur implizit Normen erkennen, etwa normative Modelle von Öffentlichkeit (siehe auch obiges Beispiel zum Grundsatz der Gleichstellung). Zudem richten und richten sich Normen der Journalistik vorrangig nach Normen gesamtgesellschaftlicher struktureller Entwicklungen; sie gehen oft mit Normen und Vorgaben im Politik-, Medien- und Wissenschaftssystem Hand in Hand. Augenscheinlich wird dies zum Beispiel in Kriterien von politischen Stiftungen oder Landesförderungen von Wissenschaftlern.

---

## **2 Theoretische Ansätze zur Normativität**

### **2.1 Drei Ebenen von Normativität in der Journalistik**

Zunächst erscheint es erforderlich, verschiedene Ebenen von Normativität in der Journalistik zu differenzieren, die zwar zusammenhängen, aber nicht vermischt werden dürfen. Wir unterscheiden zwischen einer empirisch objekt-bezogenen, theoretisch konstruktivistischen und metatheoretischen Ebene (vgl. Tab. 1).

**Tabelle 1** Ebenen von Normativität

<b>empirisch objekt-bezogene Ebene</b>	Normen/Leitbilder im Journalismus/von Journalisten als Untersuchungsgegenstand der Journalistik
<b>theoretisch konstruktivistische Ebene</b>	Journalistik entwickelt oder verstärkt Normen/Leitbilder des Journalismus
<b>metatheoretische Ebene</b>	Journalismusforscher sind geprägt durch gesellschaftliche Normen und Werte  Normen des (allgemeinen) wissenschaftlichen Handelns  Normen/Leitbilder der Journalistik als Untersuchungsgegenstand metatheoretischer/wissenschaftstheoretischer Studien

Zunächst ist Normativität im Journalismus Untersuchungsgegenstand der Journalistik (z. B. Weischenberg et al. 2006; Quandt et al. 2006; Singer 2006). Normen des individuellen journalistischen Handelns (Individualebene), journalistische Berufsnormen (Professionsebene) und die Normen journalistischer Institutionen (Institutionenebene) werden im Hinblick auf Ausprägung und Einhaltung mit Hilfe empirischer Methoden analysiert (*empirisch objekt-bezogene Ebene*). Diese Ebene soll in diesem Beitrag untergeordnet thematisiert werden.

Auf theoretischer Ebene kann Normativität durch die Journalistik (weiter) entwickelt oder die Relevanz von Normen in der Praxis sogar verstärkt werden (*theoretisch konstruktivistische Ebene*) (z. B. Brosda 2008; Glasser 1999; Schönhagen 1998; McQuail 1995; Blöbaum 1994). Unter einem normativen Gesichtspunkt wird dann beispielsweise bewertet, inwieweit eine im Rahmen der Empirie (siehe oben) herausgefundene Abweichung von den Normen „demokratiethoretisch oder kommunikationspolitisch funktional bzw. wünschenswert oder dysfunktional bzw. unerwünscht ist“ (Donsbach 1990: 23 f.). Stemmer (2008) spricht hierbei vom „normgenerierten Müssen“ (ebd.: 20). Es bezeichnet das Müssen von Akteuren, „das mit einer Norm in die Welt kommt. Wo eine Norm existiert, müssen ihre Adressaten etwas tun oder unterlassen“ (ebd.). Dies basiert auf der Annahme, dass Normen immer einen personalen Ursprung haben: Normen „werden von Personen hervorgebracht, um das Handeln anderer Personen (und möglicherweise auch das eigene) zu beeinflussen und zu steuern“ (ebd.). Diese ‚Macht‘ besitzen auch Journalismusforscher, die aufgrund der engen Verzahnung von Forschung und Ausbildung des Faches (Journalismus als Forschungs- und Lehrbereich) ihre Forschungserkenntnisse in die Lehrveranstaltungen und Lehrbücher der universitären Journalistenausbildung einbringen (können).

„Thus social science influence in journalism education grew because of the emphasis on theory and research methodology in mass communication doctoral programs and the tendency of graduates of these programs to fill teaching positions in universities with large journalism programs“ (Weaver/McCombs 1980: 482).

So fließen von der Wissenschaft konstruierte normative Vorstellungen in die soziale Praxis ein. Dies geschieht zumindest dann, legt man Habermas' Diskursethik zugrunde, wenn die Betroffenen als Teilnehmer eines praktischen Diskurses die Möglichkeit bekommen, der Norm zuzustimmen oder sie abzulehnen (vgl. Habermas 1983: 76; zur Diskursethik im Journalismus vgl. Brosda 2010).

„Die dauerhafte Durchsetzung einer Norm hängt auch davon ab, ob in einem gegebenen Überlieferungskontext Gründe mobilisiert werden können, die ausreichen, um den entsprechenden Geltungsanspruch im Kreise der Adressaten mindestens als berechtigt erscheinen zu lassen“ (Habermas 1983: 72).

Die Normativität manifestiert sich in spezifischen Leitbildern. Als Leitbilder der Journalistik können beispielsweise Objektivität (z. B. Donsbach 1990; Bentele/Ruoff 1982), Unparteilichkeit (z. B. Schönhagen 1998), oder die Trennung von Meinung und Nachricht identifiziert werden (vgl. auch Scheufele 2011; zu normativen Modellen der Nachrichtenberichterstattung siehe Bro 2008). Dies bedeutet, eine konstruktivistische Perspektive einzunehmen, die davon ausgeht, dass Theorien eine je eigene Lesart von Realität vorschlagen (vgl. vertiefend Pörksen 2006). Insofern beschreiben und erklären Wissenschaftler nicht nur ein Phänomen, sie ordnen es vielmehr „vor einer normativen Kontrastfolie ein“ (Scheufele 2011: 336). Damit verfolgen sie nicht zwingend eine normative Wissenschaft im Sinne der Kritischen Theorie, sondern arbeiten empirisch-sozialwissenschaftlich (vgl. Scheufele 2011: 336). Inwieweit die von Wissenschaftlern postulierten Normen der Praxis oder eher der Wissenschaft entspringen, kann dabei nicht immer genau festgemacht werden, da die Wissenschaftler unmittelbarer Teil der Realität sind, die sie untersuchen, oder gar selbst als Journalist praktisch tätig waren. Insofern gilt für die Journalistik im Speziellen, was für die Sozialwissenschaft im Allgemeinen gilt: „Sozialwissenschaftliche Theorie impliziert eine Überschneidung von erkennendem Subjekt und Erkenntnisobjekt“ (Schülein 2002: 18). Daher kann die Beeinflussung von Journalistik auf und durch den Journalismus als zirkulärer Prozess aufgefasst werden.

Dies leitet zur dritten Ebene über: Denn wissenschaftstheoretisch betrachtet ist Normativität auch in der Journalistik selbst ein prägender Faktor und damit auch für sie handlungssteuernd (*metatheoretische Ebene*). Das sind zum einen die der Gesellschaft inhärenten und damit den Wissenschaftler prägenden Normen

(die dieser in seinen Arbeiten wiederum weiterentwickelt oder verstärkt, siehe theoretisch konstruktivistische Ebene), zum anderen, ganz grundlegend, jene Normen wissenschaftlichen Handelns, wie etwa die Aufgaben oder Qualitätskriterien von Forschung. Hier sei beispielhaft auf die Wertefreiheitsdebatte in den Wissenschaften verwiesen (vgl. z. B. Zecha 2006b). Die theoretisch konstruktivistische sowie metatheoretische Ebene von Normativität in der Wissenschaft sind wiederum Gegenstand von metatheoretischen (vgl. z. B. Ritzer 1991) und wissenschaftstheoretischen Studien (für die Journalistik z. B. Pörksen 2006; Baum 1994). Insofern ist auch dieser Beitrag metatheoretisch.

## 2.2 Funktion und Zulässigkeit von Normativität in der Journalistik

Dieser Darstellung der Analyseebenen von Normativität in der Journalistik folgt unmittelbar die Frage nach der Zulässigkeit von Normativität in der Journalistik, unter der Annahme, dass Normen und Leitbilder in methodologischer Hinsicht ähnlich wie Werte Urteile darstellen. Hinsichtlich der Urteile im Objektbereich und damit deren Wiedergabe im Rahmen der objekt-bezogenen Forschung (*empirisch objekt-bezogene Ebene*) bewertet Töpfer (2009: 77) ganz richtig, dass diese zulässig sind, da sie von den Erkenntnisobjekten geäußert werden und folglich Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung sind. Auf *metatheoretischer Ebene* sind freilich ebenfalls Normen wissenschaftlichen Arbeitens zulässig, die qualitative Anforderungen an das wissenschaftliche Arbeiten und die daraus resultierenden Theorien und Methoden stellen (vgl. umfassend für Methoden z. B. Bortz/Döring 2005, für Theorien z. B. Slawski 1974). Dies gilt auch für Normativität im Rahmen des Entdeckungszusammenhangs, weil diese angibt, was wie untersucht werden soll (vgl. Töpfer 2009: 77). Scheufele spricht hier Leitbildern gar eine heuristische Funktion zu, da ohne eine Rückbindung an Leitbilder manche Fragestellungen nicht existieren würden: „Wenn wir nicht an dieses Leitbild [des demokratischen Rechtssystems] anknüpfen, kann uns – überspitzt gesagt – gleichgültig sein, ob Richter oder Staatsanwälte ihr Handeln an der Medienlogik ausrichten“ (Scheufele 2011: 340) Weitaus problematischer gestaltet sich die Existenz von Normen im Hinblick auf die Werturteile im Aussagebereich durch den Wissenschaftler (*theoretisch konstruktivistische Ebene*) und, damit eng verknüpft, in Bezug auf die Aufgabe und das Ziel wissenschaftlichen Handelns (siehe hier beispielsweise die Aufgabe der Journalistik) (*metatheoretische Ebene*).

Dabei wird zunächst einmal davon ausgegangen, dass außerwissenschaftliche Werte und Normen aus dem wissenschaftlichen Handeln im Grunde kaum ausgeschlossen werden können. Denn aus der „Überschneidung von erkennendem Subjekt und Erkenntnisobjekt“ (Schüle 2002: 18) folgt: „Wir können dem Wissen-

schaftler nicht seine Parteilichkeit rauben, ohne ihm auch seine Menschlichkeit zu rauben“ (Popper 1969: 114). Vor allem in den Sozialwissenschaften sei Gesellschaftskritik „möglich und sinnvoll“ (Schüle 2002: 19; zum Wertfreiheitspostulat vgl. Popper 1969 sowie kritisch die Beiträge in Zecha 2006b, auch Zima 2004).

„Da die Wissenschaften herauszufinden suchen ‚Was ist (der Fall)?‘ (die deskriptiven und erklärenden Wissenschaften) und ‚Was soll (der Fall) sein?‘ (die normativen Wissenschaften) kann man ein diesbezügliches Werturteil folgendermaßen formulieren: Der höchste Wert der Wissenschaft ist zu wissen, was ist und was sein soll“ (Weingartner 2006: 58).

Beck (1974: 58) spricht hierbei von dem „Faktum der Normativitätsorientierung in den Sozialwissenschaften“. Dies trifft vor allem auf das Selbstverständnis der Journalistik zu (siehe oben: Aufgabendefinition durch Ruß-Mohl 1985, zit. in Weischenberg 2004: 17; auch Brosda 2008: 380; Weischenberg 2004: 27 f). Im Sinne der Praxisanwendung haben Normen in diesem Verständnis also eine „enorm wichtige praktische Funktion“ (Zecha 2006a: 120)<sup>1</sup>. Nach Scheufele explizieren Leitbilder zudem, „worum es jenseits der spezifischen Gegenstände, die wir untersuchen, eigentlich geht“ (Scheufele 2011: 335). Baum (1994) jedoch kritisiert die überzogenen normativen Vorstellungen der wissenschaftlichen Journalismusforschung für den Journalismus und hinterfragt deren Wirklichkeitsbezogenheit: „So muß der normative Zusammenhang eines richtigen journalistischen Handelns für die Demokratie dem Journalismus stets extern übergestülpt werden.“ (Baum 1994: 9) Insofern sind die selbsternannten Aufgaben und das Selbstbild der Journalistik stark normativ aufgeladen (*metatheoretische Ebene*).

Vorkehrungen, um unerwünschte Einflussfaktoren aus dem wissenschaftlichen Handeln auszuschließen bzw. zu explizieren, sind beispielsweise interpersonelle Kritik und Rezension, in Bezug auf die Methoden beispielsweise Interderreliabilitätstests oder Forschungen zum Einfluss von Interviewereffekten.

---

1 Bro (2008: 310) verdeutlicht dies an den normativen Modellen der Nachrichtenberichterstattung: „The result is not only a model ‚of‘ journalism, but also a model ‚for‘ journalism that is applicable as a tool for both researchers and news reporters.“

### 2.3 Einflussfaktoren von und auf Normativität – theoretische Überlegungen

Im Anschluss an die Differenzierung von Normativitätsebenen in der Journalistik und die Frage nach Zulässigkeit müssen sich Überlegungen zu den Ursprüngen und Einflüssen auf die normativen Vorstellungen von Wissenschaftlern anschließen. Eine hier vorgeschlagene Möglichkeit betrachtet verschiedene Einflussfaktoren auf den Journalismusforscher angelehnt an den sozial-integrativen Ansatz von Schimank (2010; 2007; 1996)<sup>2</sup>:

- Auf der *Makroebene* wird wissenschaftliches Handeln durch den teilsystemischen Orientierungshorizont geprägt, der durch einen binären Code strukturierte spezifische Handlungslogiken konstituiert (vgl. Schimank 1996: 243). Die Logik des Teilsystems Wissenschaft beeinflusst vor allem durch die hier postulierten Normen wissenschaftlichen Arbeitens Prozesse zur Forschungsfinanzierung oder Publikationspraxen. Aber auch außerwissenschaftliche und damit gesellschaftliche Normen und Werte oder Entwicklungen beeinflussen, aus der Perspektive der Systemtheorie gesprochen, das Wissenschaftssystem und den Forscher. Hieraus resultieren beispielsweise demokratietheoretische Vorstellungen oder die Hinwendung zu Phänomenen wie dem Citizen Journalism.
- Auf der *Mesoebene* wird der Journalismusforscher durch seine eigene Institution beeinflusst. Hier kommen institutionalisierte normative Erwartungen, wie rechtliche Regelungen oder Verhaltenserwartungen in Organisationen, und informelle normative Erwartungen, wie Sitten und Umgangsformen einer Berufsgruppe zum Tragen (vgl. Schimank 2010: 204f). Auf dieser Ebene gewinnen beispielsweise Theorie- und Methodentraditionen eines Lehrstuhls an Bedeutung. Daraus resultieren dann etwa Beschreibungen wie ‚die Mainzer Schule‘ oder ‚die Frankfurter Schule‘.
- Prägend auf der *Mikroebene* wirken die persönlichen Eigenschaften, Vorlieben und das Rollenselbstverständnis des Forschers sowie Kooperationen mit anderen Forschern<sup>3</sup>. Schimank (2010: 226 ff) spricht hierbei von Akteurkon-

2 Hierbei sollte berücksichtigt werden, dass die Akteure selbst wiederum die institutionellen und die Strukturen der Makroebene (re-)konstruieren.

3 Das Umfeld des eigenen Wirkens determiniert Forscher und Forschung, ob nun empirisch objekt-bezogen, theoretisch konstruktivistisch oder metatheoretisch. Eventuell bilden auch Mitgliedschaften in Parteien oder eine konfessionelle Bindung normativ die Auslegungen von Forschungsergebnissen. Ein Beispiel nur: Hans J. Kleinsteuber. „Die normativen Bezugspunkte seines wissenschaftlichen und medienpolitischen Wirkens lassen sich dabei mit zwei zentralen Begriffen umreißen: Partizipation und Grenzüberschreitung. Ihm ging es im-

stellationen, in denen die Handelnden wechselseitig ihr Handeln beeinflussen. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn der Journalismusforscher auf sein Untersuchungsobjekt, den Journalisten, trifft, und sich ein „normativer Wechselwirkungsprozeß zwischen Personen und Gruppen“ (Beck 1974: 56) vollzieht (vgl. auch Auer/Schleicher 2012). Beeinflussend wirkt ebenfalls die Eingebundenheit des Forschers in „weiteren unterschiedlichen ‚festen‘ Kommunikationssystemen“ (Rühl 2011: 60). Als solche nennt Rühl beispielsweise Familie, Haushalt, Kirchengemeinde (z. B. die katholische Religion für Dovifat), aber auch Lehr- und Forschungsstätten (z. B. Mainz/Münster), Tagungen oder Wissenschaftsorganisationen. Nicht zuletzt werden Forscher durch ihre spezifischen „Menschenbilder“ geprägt, jene „erkenntnisleitenden Wertorientierungen von Wissenschaftlern im Hinblick auf bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen des Menschen (...) [,] Axiome in dem Sinne, dass sie als nicht verifizierbare Aussagen am Anfang des Forschungsprozesses stehen“ (Bussemer 2008: 49; vgl. zu Menschenbildern in der Kommunikationswissenschaft Löblich 2004).

„Die unterschiedlichen Menschenbilder, die beinahe allen sozialwissenschaftlichen Theorien implizit oder explizit zugrunde liegen, präformieren und determinieren die auf ihnen basierende Forschung, da sie bestimmte Grundannahmen über menschliches Verhalten enthalten, die in der Regel im Forschungsprozess nicht zur Disposition gestellt werden, also auch nicht falsifizierbar sind.“ (Bussemer 2008: 48)

Daher können sowohl Wissenschaftler als auch Journalisten unterschiedliche Normen und Leitbilder – Rühl (2011) spricht von „Leitkonzepten“ – haben.

In den folgenden Abschnitten werden der Normativitätsdifferenzierung, dem Leitbild-Gedanken und dem Ansatz von Schimank folgend die verschiedenen Aspekte zu Normativität in der Journalistik diachron entlang wichtiger Zeitspannen bzw. Forscher in der jeweiligen Zeit sowie entlang einiger Schulen vorgestellt.

---

mer um Partizipation in dem Sinne, dass Teilhabe von an Kommunikation Mitwirkenden höher einzuschätzen ist als praxisfern unter Eliten ausgehandelte Steuerungsmechanismen und Entscheidungen. Er bevorzugt Bottom-up- gegenüber Top-Down-Lösungen.“ (Thomaß 2005a: 7) Weischenberg (2005: 11) fügt hinzu, Kleinstäubers „Interesse basiert also auf normativen Grundsätzen, die letztlich um Sozialverantwortung und Basisdemokratie kreisen“.

### 3 Vordenker der Journalistik und ihre normativen Orientierungen

Kaspar von Stieler gilt als einer der ersten Vordenker der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Journalismus und ist zwar wie der Zeitungsgegner Ahasver Fritsch noch den Zeitungsdogmatikern zuzuordnen, die durch die mediale Wissensverbreitung einen Machtverlust der Eliten befürchteten; er weist aber mit seinem funktionalen Ansatz des „prodesse et delectare“ (Stieler 1695/1969) bereits in die Aufklärung hinein, die dann mit Namen wie August Ludwig Schlözer und dessen Schüler Joachim von Schwarzkopf verbunden ist. Sie waren Diplomaten und Staatsrechtler vor dem Hintergrund einer aufkeimenden bürgerlichen Gesellschaft, in der statische Prinzipien vom Gedanken des Wandels und der Mobilität abgelöst werden und die den Bürger zum mündigen Mitdenker machen möchte – mit Hilfe der Zeitungen. Feudalismus und Ständegesellschaft lösen sich zunehmend durch ein aufstrebendes Bürgertum auf, neue Normen und Leitbilder halten Einzug. Gesellschaftliche Umwälzungen (*Makroebene*) wie „Aufklärung, Industrialisierung, Literalität, Verstädterung und Demokratisierung“ (Rühl 2011: 38) hinterlassen ihre Spuren auch in den Orientierungshorizonten der Forscher (*Mikro-Makro-Link*). Auch sie verstehen sich mehr und mehr als Antriebskräfte für ein neues Zeitalter der Mündigkeit, Meinungsäußerung und Mitgestaltung. Damit entwickeln sie ein normativ aufgeladenes Rollenselbstverständnis und weisen ihrer Wissenschaft normative Aufgaben zu (*metatheoretische Ebene von Normativität*): Schlözer „konzipiert die empirische Wissenschaft als dauerhafte Kommunikation über eine methodisch geschulte und systematische Enthüllung sozialer Wirklichkeit, die als nützliches Wissen verwendet wird“ (Rühl 2011: 91). In seinem Zeitungskollegium half er, die Kunst des Zeitungslesens zu erlernen und ordnete wichtige Begebenheiten der Zeit ein, was eine elementare Voraussetzung sei, die Welt zu verstehen. Schlözers aufklärerisches Leitbild: „Menschen utilitaristisch aus der Unmündigkeit herausführen“ (Rühl 2011: 94). Schlözers Vorannahmen über bestimmte wertorientierende Maßstäbe zeigen sich in seinem Bekenntnis zur Aufklärung – die Zeitung konnte von nun an der Bildung und Erziehung dienen, was die Kommunikatoren beherzigen sollten (*theoretisch konstruktivistische Ebene von Normativität*).

Schlözer trägt als Politikberater (u. a. von Kaiserin Maria Theresia) seine normativen Ansichten in die Praxis; er „wirkt mit an der Demontage der repräsentativ-ständischen Öffentlichkeit des Absolutismus und am Aufbau einer aufklärerisch-bürgerlichen Öffentlichkeit“ (Rühl 2011: 96). Ebenso agiert der Wissenschaftler und Diplomat Joachim von Schwarzkopf, der die Zeitung auch als Meinungsbildungsinstrument einstuft. Schwarzkopf verfolgt seinen frühen wissenschaftlichen Ansatz mit der Methode der Quellenkunde – er sammelte und

systematisierte Zeitungen – und schrieb zum ersten Mal über Journalistenqualifikationen (*theoretisch konstruktivistische Ebene von Normativität*): Ein Journalist müsse Sachkompetenz und Vermittlungskompetenz haben, aber weder Wissenschaftler noch Schriftsteller sein (vgl. Schwarzkopf 1795/1993: 107). Schwarzkopf nimmt zu Zensurpraktiken, zu Postgebühren, zur Moral der „Zeitungsschreiber“ sowie zur „Wahrheitssicherung“ Stellung. Metatheoretisch betrachtet, folgte Wissenschaft zu diesem Zeitpunkt nicht dem Leitbild größtmöglicher Objektivität und Faktenorientierung, sondern wurde mit persönlicher Überzeugung und dem Aufstellen von Soll-Vorgaben betrieben.

---

## 4 Normative Wende im 19. Jahrhundert

In Folge politisch-rechtlicher (Aufhebung der Zensur, Nationalstaat etc.), ökonomischer (Gründerzeit, Anzeigenwesen etc.), technischer (Schnellpresse, Telegrafie etc.) und kultureller Einflussfaktoren (Leseverbreitung, Vereine etc.) (*Makroebene*) expandierte das Zeitungswesen im 19. Jahrhundert (vgl. Pürer/Raabe 2007). Damit einher ging auch ein zunehmendes Interesse an der Erforschung des Journalismus. Die Forscher wollen die Gesellschaft voranbringen, geben dafür Anleitung und Erkenntnishilfe<sup>4</sup>. Journalismus wird mit Herstellung von Öffentlichkeit und öffentlicher Meinung gleichgesetzt. Als Leitbild können daher „Öffentlichkeit“ sowie für Robert Eduard Prutz und seine „Geschichte des deutschen Journalismus“ auch „Demokratie“<sup>5</sup> erkannt werden. Die Bindung ans Volk müssen die Journalisten leisten, indem sie dem „Zeitgespräch“ Raum geben und auch die bisher „Unwissenden“ ansprechen. „Das stolze Vorrecht der Kenntniß, das die Regierenden ehemals behaupteten, ist auf ewig zerstört“ (Prutz 1845: 86), der Journalismus habe ein neues Publikum, sei Schöpfer „jener wundersamen Allgemeinheit“ (ebd.: 87). Die Leitbilder „Demokratie“ und „Öffentlichkeit“ sind eng mit einer neuen Freiheit der Kommunikation verbunden: Rühl nennt als „Prutzens Orientierungshorizont“ verschiedene Dokumente der Meinungs- und Pressefreiheit sowie der Menschenrechte. „Robert Prutz konzipiert Journalismus und Demokratie als zwei aufeinander bezogene Seiten eines Entwicklungsprodukts. (...) Journalis-

---

4 „Geisteswissenschaftliche Gelehrte und naturwissenschaftliche Forscher werden im 19. Jahrhundert zum gemeinwohlorientierten wissenschaftlichen Personal der Universitäten.“ (Rühl 2011: 54)

5 Prutz bekennt sich zur Demokratie, wenn er schreibt, der Journalismus „ist durch und durch ein demokratisches Institut (...). Denn wie Alles, in seinen letzten Gründen, aus dem Volke hervorgeht, so muss auch Alles, in seinen letzten Spitzen, wieder dem Volke zu Gute kommen.“ (Prutz 1845: 84)

mus kann nur in einer gesellschaftlichen Umwelt faktisch werden, in der bereits die Normen der Demokratie gelten.“ (Rühl 2011: 108)

Ein Gegenbeispiel zum Leitbild „Demokratie“ ist Franz Adam Löfflers Orientierung an der absolutistischen Gesellschaftsform (*Makroebene*). Zensur, Leitung der Presse durch staatliche Institutionen (*Mesoebene*) und Dienstbarmachung sind Kernfelder seiner Anschauung. „Die Presse fordert ununterbrochen von selbst, dass man sie regle: der beste Beweis dafür, wie sehr sie alle Höhen und Tiefen des Staats durchdringt und wie sehr die Gesellschaft ihrer Regelung bedarf.“ (Löffler 1837: 2)

Zwischen den Normen von Demokratie und Leitung lässt sich Karl Bücher einordnen. Er hält „Massenappelle der Presse für wichtig im Hinblick auf die soziale und politische Stabilität der Gesellschaft“ (Rühl 2011: 127). Die Zeitung kann als Bildungsmedium dienen. Die Kommunikatoren, also die Journalisten, sieht Bücher normativ in der Rolle eines Dieners der Öffentlichkeit und lokalen Brückenbauers und wendet sich gegen Zugangsbeschränkungen zu diesem Beruf (vgl. Rühl 2011: 130) (*theoretisch konstruktivistische Ebene von Normativität*). Kritisch beleuchtet er die verschiedenen Abhängigkeiten der Presse von Werbung und Politik und ähnelt damit seinem Zeitgenossen Albert Schäffle. Denn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden mit Autoren wie Schäffle Merkmale des neuen Verfassungsstaates wie Verwaltung und Organisation prominent. „In der Tagespresse vermutet Schäffle die mächtigste Persuasionsinstanz der Gesellschaft. Dies nicht wegen der Intellektualität und Kreativität der Journalisten, sondern wegen ihrer organisierten Vermittlungsleistungen zwischen Bevölkerung und ihren Führern.“ (Rühl 2011: 122) Dafür bedarf es einer von ökonomischen Imperativen unabhängigen Presse<sup>6</sup>. Hier fungiert der Liberalismus als Schäffles Leitbild oder „Deutungsmuster“ (Dubiel 2001: 23), gekennzeichnet u. a. durch die Trennung von Politik und Wirtschaft, die Wichtigkeit des Individuums bzw. der individuellen Leistung sowie die politische Gewaltenteilung und die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz (vgl. Dubiel 2001: 23).

---

## 5 Leitbild „Führung“ im Nationalsozialismus

Während der NS-Diktatur entsprach das Leitbild „Führung“ der gesamtgesellschaftlich herrschenden Norm. „Die Ausdifferenzierung der Kommunikationswissenschaft als akademische Disziplin“ – und damit auch der Kommunikatorfor-

---

6 Dieser Ansicht entgegen stellt sich in volkswirtschaftlich geprägter Sicht Karl Knies, der fordert, dass man den Zeitungsinhalt an die Leser und die Leser wiederum an die Inserenten verkaufe.

schung – hing „eng mit dem Bedürfnis von Regierungen zusammen, Propaganda zu betreiben oder abzuwehren und demgemäß die ‚Gesetze‘ der Propaganda systematisch erforschen zu lassen“, schreibt Glotz in seinem Vorwort zu Bussemers Buch „Propaganda“ (2008: 8). Der Zeitungswissenschaft wurde als „potenzieller Leitdisziplin für die Propagandakunde“ (Bussemer 2008: 194) eine enge Bindung zum politischen System aufoktroziert (*metatheoretische Ebene von Normativität*).

„Wenn sich im Hinblick auf die Zeitungswissenschaft zwischen 1933 und 1945 überhaupt von einer ‚Schulbildung‘ sprechen lässt, dann sicherlich am ehesten in Hinblick auf Hans Amandus Münster und die von ihm geprägte Leipziger Schule.“ (Bussemer 2008: 195)

Hier keimten zum ersten Mal empirische Methoden zur Erforschung der Objekt-ebene auf. Doch auch wenn Münster mehr in der Wirkungs- denn in der Kommunikatorforschung anzusiedeln ist: „Aus der reziproken Beziehung zwischen Kommunikator und Rezipient, die aus Münsters Perspektive eindeutig parasoziale Qualitäten hatte, leitete sich für Münster die Notwendigkeit ab, jede Propagandakommunikation so exakt wie nur irgend möglich an den Interessen und Wünschen der zu Beeinflussenden auszurichten“ (Bussemer 2008: 204). Die „Führung“ des Publikums kann hier als normatives Leitbild identifiziert werden.

Gleiches gilt für Emil Dovifat, der in seiner „Theorie der publizistischen Führung“ (ebd.: 205) von persuasiven Kommunikatoren ausgeht. Raabe (1961: 35)<sup>7</sup> nennt als Anliegen Dovifats,

„die Führungskraft der bürgerlichen und speziell imperialistischen Publizistik zu erhalten und zu stärken. Ausdruck hierfür war und ist seine ‚Zeitungslehre‘, die, jeweils den politischen Verhältnissen angepaßt, sowohl im Weimarer Staat (1931), im Nazireich (1937 und 1944), als auch im Zeichen der Herrschaft des Klerikalismus und Militarismus in Westdeutschland (1955) erschienen ist und stets als richtungweisend gegolten hat“.

Schon zu Zeiten der Weimarer Republik wandte sich Dovifat gegen den Sensationalismus in der bürgerlichen Presse und forderte schließlich die gesetzliche Anerkennung der öffentlichen Aufgabe der Presse (vgl. ebd.: 37). Dazu sollte die

---

7 Hier trifft Normativität auf Normativität: Raabe schreibt vor dem Hintergrund des DDR-Sozialismus ideologisch aufgeladen über den Wissenschaftler und Katholiken Dovifat, dessen politischer Hintergrund sich u. a. darin zeige, dass er kurze Zeit als Chefredakteur der „Neuen Zeit“, des Organs der CDU in der sowjetisch besetzten Zone, sowie Mitarbeiter der Berliner Parteiführung der CDU in Presseangelegenheiten war (vgl. Raabe 1961: 35).

Presse in ihrer Meinung einheitlich ausgerichtet sein. Dovifat schrieb ihr eine Art Führungsfunktion zu (vgl. Averbek-Lietz 2011: 27), die die Kommunikatoren gewährleisten sollten. „Damit erst ist der publizistische Vorgang eindeutig vollzogen, durch öffentlich bedingte und öffentlich bewirkte Unterrichtung und Leitung über Gesinnungskräfte zu Überzeugung und zu Tun und Handeln hinzulenken.“ (Dovifat 1976: 14) Dovifats normativer Ansatz wurde auch in seiner Wissenschaftsauffassung offenbar: Ähnlich wie Otto Groth in den ausgehenden 1920er Jahren unterstellte er

„einen ‚richtigen‘ Wissensstand, den man besitzen und richtig beschreiben kann. (...) Groth und Dovifat nutzen erkenntnistheoretische Positionen als Abwehrkritik. Sie be- und verurteilen die Texte anderer Gelehrter danach, ob sie den eigenen Reflexionen angemessen sind. Die seit Kant etablierte *Wissenschaftskritik* zum Vergleichen von Denk- und Forschungsvoraussetzungen, wird von Otto Groth und Emil Dovifat nicht aufgegriffen.“ (Rühl 2011: 54 f)

Der stark normative Charakter von Dovifats Wissenschaftskonzeption (*metatheoretische Ebene von Normativität*) findet sich auch im Entdeckungszusammenhang, nämlich in seiner Kommunikator- bzw. Personenorientierung. „Er interessierte sich für die persönlichen Eigenschaften, Werdegänge und charakterlichen Dispositionen der großen Meinungspublizisten, das Medienpublikum kam bei ihm nur als amorphe Masse vor. Dadurch geriet sein Ansatz zu einer Elitetheorie“ (Bussemmer 2008: 216). Eine solche Gesinnungspublizistik fügt sich ebenfalls zum Leitbild „Führung“.

Wie Dovifat formulierte auch Walther Heide, seit 1933 Honorarprofessor für Zeitungswissenschaft an der TH Berlin-Charlottenburg und Präsident des Deutschen Zeitungswissenschaftlichen Verbandes (DZV), für die Medien eine Führungsfunktion. Kutsch (2011: 1) schreibt zusammenfassend über die DZV-Aktivitäten unter Heide:

„Sie koppelten die fachliche Forschung und Lehre an die presse-, propaganda- und rasepolitischen Dogmen der Nationalsozialisten und führten zu einer Symbiose von zeitungswissenschaftlicher Wissensproduktion und Propagandapolitik“.

---

## 6 Frankfurter Schule, Kritische Theorie

Die Vertreter der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule, in den 1930er Jahren in Frankfurt am Main um Max Horkheimer begründet, begaben sich aus Furcht vor dem NS-Regime in die Emigration. „Dort veränderte sich freilich unter dem

Eindruck der sich festigenden Nazi-Herrschaft und der unübersehbar werdenden Stalinisierung des sowjetischen Sozialismus der Charakter der Kritischen Theorie. Sie bewegte sich allmählich weg von dem Vorhaben einer philosophisch angeleiteten sozialwissenschaftlichen Zeitdiagnose, die letztlich immer noch an die politischen Akteure der Arbeiterbewegung adressiert war, hin zu einer äußerst pessimistischen Geschichtsphilosophie.“ (Dubiel 2001: 12) (*Makro-Mikro-Link*) Journalisten werden hier im Zusammenhang mit der durch technische Innovationen möglich gewordenen wachsenden kulturindustriellen Medienlandschaft gesehen und gedeutet. Sie stehen in direktem Verhältnis zu den beeinflussten Bürgern, weshalb „Gesellschaft“ und „Partizipation“ als Leitbilder identifiziert werden können<sup>8</sup>.

Die Kritische Theorie geht davon aus, „daß Subjekte wie Objekte wissenschaftlicher Handlungen gesellschaftlich begründet sind. Gegenstände, Methoden und Relevanzstrukturen wissenschaftlicher Arbeit – auch die der Kritischen Theorie – können nur im Zusammenhang der Gesellschaft insgesamt zureichend verstanden werden.“ (ebd.: 21) Daher verstehen die Vertreter der Frankfurter Schule Wissenschaft als Interventionswissenschaft in die Gesellschaft (vgl. Ahrens et al. 2011: 14; zur Normativität in der Kritischen Theorie allgemein Bittlingmayer et al. 2011). Horkheimer und Adorno kritisieren „die autoritäre Disziplinierung aller Formen kultureller Weltorientierung in Massenkultur und Propaganda“ (Dubiel 2001: 22). Sie vertreten die These, „daß das Bewußtsein aller Gesellschaftsmitglieder so restlos durch die massenkommunikativ zugerichtete Erfahrung besetzt sei, daß jeder Akt individueller Weltorientierung nur noch das vollzieht, was mächtige politische Agenturen längst vorentschieden haben“ (ebd.: 90). Der Weg zum herrschaftsfreien Diskurs nach Habermas, der als einer der Schüler Horkheimers und Adornos gilt, ist also noch weit. Dennoch können die normativen Leitbilder „Gesellschaft“ und „Partizipation“, die sich im Gefolge der Ansätze der Kritischen Theorie gebildet haben, für alle Vertreter dieser Richtung umfassend gelten.

Rühl (2011: 59) nimmt eine Abgrenzung zu den Leitbildern „Empirismus“ und „Marxismus“ vor. Ihm zufolge orientiert sich die Journalismusforschung an

„einem *positivistischen* und einem *kritischen* Orientierungshorizont. (...) Die *positivistische* Richtung produziert methodisch deskriptiv unter der Sammelbezeichnung ‚empirische Kommunikationsforschung‘ durch Stückwerkforschung [piecemeal research] immer wieder neue Daten. Die *kritische* Richtung geht – mit oder ohne eindeutiges Bekenntnis zur Habermasschen Vorstellung von einer unverzerrten Kommunikation – von einer idealen Sprechsituation aus (...). Wer Karl Marx zuneigt, der positioniert

---

8 Wobei das Leitbild „Partizipation“ in seinen Anfängen bereits in Brechts Radiotheorie angelegt ist.